

Während der Corona-Pandemie wird immer wieder an die Solidarität appelliert. Doch was ist das, wie wirkt sie, darf man sie erwarten und was ist die Gegenleistung? Der Soziologe Heinz Bude analysiert Begriff und Wesen in einem Gespräch mit Convoco-Gründerin Corinne Flick, das wir hier in Auszügen wiedergeben:

Herr Professor Bude, Ihr Thema ist die Solidarität, ein spannender Begriff. Wie definieren Sie ihn oder was ist Solidarität?

Um es ganz kurz zu sagen, es gibt drei wesentliche Elemente bei der Vorstellung und der Praxis von Solidarität. Das erste ist Wechselseitigkeit. Es gibt die Vorstellung, die eigentlich aus der Arbeiterbewegung kommt, dass Solidarität bedeutet, sich in ein Verhältnis wechselseitiger Hilfe zu setzen. Das ist im Augenblick eine nicht ganz unwichtige Erkenntnis. Solidarität geht nicht von einer asymmetrischen Haltung aus, die die Gefahr des herablassenden Mitleids birgt – sondern Solidarität ist immer ein Verhältnis auf Augenhöhe. Das heißt, derjenige, der Solidarität empfängt, geht auch implizit eine Verpflichtung ein, Solidarität zu spenden. Diese Dimension von Wechselseitigkeit ist sehr wichtig, da sie den Solidaritätsbegriff für Fragen der Ökonomie öffnet und für gesamtgesellschaftliche Fragen. Aber ganz wichtig ist ein zweiter Punkt. Man darf Solidarität nicht verwechseln mit irgendeiner Art von Tauschverhältnis. Es kann sein, dass man irgendwann etwas zurückbekommt, aber wichtig ist das Motiv der Großzügigkeit. Selbst Dankbarkeit kann man nicht erwarten. Der dritte Punkt ist vielleicht noch wichtiger für unsere gegenwärtige Situation. Solidarität ist zu unterscheiden von Empathie. Es ist nicht die Frage, ob ich jemanden verstehe, sondern Solidarität bewährt sich vor allem in Bezug auf Menschen, die man überhaupt nicht kennt. Solidarität braucht immer den Umweg über die Idee des Allgemeinen. Das sind die drei Vorstellungen, was Solidarität ausmacht, also Wechselseitigkeit, Großzügigkeit und eine Idee des Allgemeinen.

Stimmt die Beobachtung, dass der Begriff Solidarität in den vergangenen Jahren an Bedeutung verloren hat und durch die Krise nun wieder stärker in den Vordergrund dringt?

Ich stimme dem zu. Wir kommen aus einer Geschichte des Solidaritätsbegriffs, wo viele Leute glauben, dass Solidarität etwas mit Betrug und Korruption zu tun hat. Es sind im Namen der Solidarität eine Reihe unangenehmer

Dinge passiert. Manche werden sich an die Skandale um die Neue Heimat erinnern, wo ein Solidaritätswerk des genossenschaftlichen Haus- und Wohnungsbaus zu einer Korruptionsveranstaltung geworden ist. Auch in der ersten Staatsschulden-Krise 2011 haben viele die Einforderung von Solidarität durch die reichen Länder in Europa als eine Art Zwangssolidarität verstanden. Jetzt, in der Pandemie-Krise, haben wir aber gemerkt, dass die einzige Medizin, die wir haben, Solidarität ist.

Sie schreiben, Solidarität ist eine eigen-tümliche Komplizenschaft ohne festen Grund, aber eine existenzielle Erfahrung.

Mir ist wichtig, diese existenzielle Seite der Solidarität zu betonen, weil ich der Überzeugung bin, dass es keine Argumente gibt, die jemanden überzeugen können, solidarisch zu sein.

Wo liegt der Unterschied zwischen solidarischem und altruistischem Handeln?

Solidarisches Handeln hat in sich ein gewisses Bemühen um Allgemeinheit, was wir beim altruistischen Handeln so nicht brauchen. Solidarisches Verhalten mutet einem selbst viel zu, vor allen Dingen dieser letzte Punkt, den ich genannt hatte, diese Idee, dass ich auch solidarisch bin mit Menschen, die sich meiner Solidarität unter Umständen nicht würdig erweisen.

Kann man Solidarität einfordern?

Nicht unbedingt. Ich kann im Grunde nur um Solidarität werben. Ich glaube, wenn ich sie einfordern könnte, dann müsste ich irgendein rationales Argument für Solidarität entwickeln. Es gibt

viele Versuche in den sozialen Wissenschaften, klare Argumente dafür zu entwickeln. Wenn wir alle solidarisch sind, kommen wir gemeinsam besser zu einem Ziel. Wenn wir die Rationalitätsargumente für Solidarität einmal durchgehen, merken Sie aber, dass diese grundsätzlich nicht vollständig sind. Es gibt immer irgendeine Ecke, wo man sagen würde: „Warum soll ich eigentlich solidarisch sein, was bringt mir denn das?“ Und meine Antwort wäre, wenn du schon fragst, was Solidarität dir bringt, bist du bereits auf dem falschen Weg.

Und doch scheint ohne Solidarität eine Gesellschaft gar nicht möglich zu sein ...

Wenn Sie mich nach meinen Überzeugungen fragen, würde ich das absolut unterstreichen, wenn wir uns die drei Elemente der Solidarität klarmachen. Es gibt keine Gesellschaft ohne Wechselseitigkeit. Die basale Wechselseitigkeit ist, dass man, wenn man nach dem Weg gefragt wird, eine Antwort darauf gibt. Und was wäre das für eine Gesellschaft, in der es nur Rechenhaftig-



INTERVIEW VON **CORINNE M. FLICK**

Solidarität wächst aus Verwundbarkeit

Die Gründerin der Convoco-Stiftung spricht regelmäßig mit Vertretern aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur. Diese Woche antwortet der Soziologe **Heinz Bude** auf die Frage nach Zusammenhalt in Krisenzeiten



Was ist CONVOCO?
Die Convoco-Stiftung bietet unterschiedliche Plattformen, die einen freien und interdisziplinären Gedankenaustausch zu gesellschaftlich relevanten Fragen ermöglichen und die Debatte beflügeln: Es gibt Lectures in Berlin und London, eine Konferenz (das Convoco-Forum) in Salzburg. Im Convoco-Podcast spricht Corinne Flick, Gründerin und Vorstand der Stiftung, alle zwei Wochen mit wichtigen Vertretern der Gesellschaft. Das aktuelle Gespräch lässt sich hier hören:



keit gäbe und keine Großzügigkeit? Das wäre vielleicht eine absolut gerechte Gesellschaft, die aber völlig unsolidarisch wäre. Das wäre eine Gesellschaft, in der es uns allen ziemlich kalt werden würde. Und auch das Dritte, die Idee des Allgemeinen, ist sehr wichtig. Was wäre, wenn wir nie eine Vorstellung darüber hätten, dass wir über die Solidaritätsformen unserer Nahwelt hinausdenken müssen? Das ist eines der großen Probleme der Gesellschaften des globalen Südens, dass dort Solidarität in der erweiterten, wenn Sie so wollen, Familiengemeinde gedacht wird – also Solidaritätsformen, die dann auch in mafiöse Strukturen übergehen können. Das ist aber nicht die Solidarität, die sich bemüht zu fragen, ob es eine Idee des Allgemeinen gibt, der ich folge, wenn ich solidarisch bin.

Solidarität hat dann Exklusion zur Folge, weil die anderen nicht dazugehören, richtig?

Genau. Das ist das, was man exklusive Solidarität nennen könnte. Man muss versuchen, einen Unterschied zwischen exklusiver und inklusiver Solidarität zu machen. Mit der Wahl von Donald Trump zum US-Präsidenten haben wir eine Veränderung in der Landschaft von westlichen Gesellschaften in dem Sinn erlebt, dass Trump im Grunde ein solidarischeres Motiv aufrief mit „America first“ – lasst uns alle zusammenstehen –, aber dieses Wir sehr eng definierte. Er sprach also eine Idee exklusiver Solidarität an und versuchte damit zu provozieren. Mehrheit wurde durch eine explizite Politik der sozialen Spaltung gewonnen: Amerika für uns und nicht für die anderen.

Glauben Sie, dass durch Corona die Solidarität wieder in die andere Richtung, in die positive, inklusive, globale Richtung gehen könnte? Oder ist das eine Utopie?

Nein, ich glaube, es ist keine Utopie. Wir haben mehr Möglichkeiten globaler Solidarität heute, als wir es vor der Pandemie-Krise hatten. Allerdings bin ich nicht der Auffassung, dass sich globale Interessen von selber verstehen. Wir kommen aus einer Diskussion über Globalität, die ihren Höhepunkt im Begriff der Weltinnenpolitik hatte. Die Idee der Weltinnenpolitik ging davon aus, dass es eine Art generellen Wertkontext gibt, auf den alle im Prinzip verpflichtet sind, und dass sich daraus eine neue Art von Solidarität der Welt entwickeln würde. Diese Vorstellung habe ich nicht, und ich denke, dass sie illusionär ist. Wir erleben seit zehn, fünfzehn Jahren eine Rückkehr zu nationalen Interessenskonstellationen. Gleichzeitig haben wir, das zeigt die Pandemie jetzt, Probleme, die uns alle herausfordern und die uns allen in einer klassen- und national-unspezifischen Wirkungsweise vor Augen führen, dass wir als Einzelne extrem vulnerabel sind. Wir haben für uns selber nur die Möglichkeit, eine gewisse Stärke, eine Resilienz zu entwickeln, wenn man sich auf andere zu beziehen vermag und sie nicht als Beeinträchtigung oder gar als Gefahr für sich selber auffasst. Wir haben jetzt eine Art Verweltgesellschaftlichung von Solidarität durch die Erkenntnis gemeinsamer Probleme, nicht durch gemeinsame Werte oder durch gemeinsame internationale Institutionen.

Der Impuls der Solidarität ist ein neuer, weil er uns über die Erfahrung der jeweils individuellen Vulnerabilität hinaus darauf aufmerksam macht, dass wir uns in einer Welt befinden, auf einem Globus, auf einem Planeten.

Verwundbarkeit ist ja etwas sehr Menschliches und sehr Ehrliches.

Wird die Welt menschlicher, wärmer, empfindsamer?

Ich will es sogar noch stärker formulieren. Wir kommen aus einer Phase der gesellschaftlichen Entwicklung, die etwa 40 Jahre lang gedauert hat, die begonnen hat in den USA mit Ronald Reagan und in Großbritannien mit Margaret Thatcher. Diese Welt hat gesagt, eine gute Gesellschaft ist eine Gesellschaft starker Einzelner. Und ich meine das gar nicht negativ, es ist eigentlich eine positive Idee gewesen. Durch die Corona-Krise haben wir gesehen, dass es ein alternatives Modell ist zu sagen, eine gute

Gesellschaft ist eine Gesellschaft, die ihre Verwundbarkeit erkennt und aus diesem gemeinsamen Erkennen sich andere Zukünfte vorstellen kann. Damit habe ich die Möglichkeit, die Pandemie-Frage mit der Frage des Klimawandels zu verbinden und diese auch mit der Frage der Vulnerabilität unserer Finanzsysteme.

Wir stehen als Gesellschaft jetzt im Grunde an einem Wendepunkt?

Ich glaube, dass wir das tun, vor allem in unseren Denkart.

Was bedeutet Solidarität für das Menschsein?

Albert Camus sagt, wer für Solidarität in seinem Leben ist, erkennt, dass er in einer Welt lebt, die über ihn hinausgeht. Diese Welt ist aber nicht eine, die auf den ersten Blick uns zugeneigt ist, sondern die Welt ist oft stumm. Das ist dieses paradoxe Motiv bei Camus, das mich sehr inspiriert

hat, nämlich die Vorstellung, dass es die zärtliche Gleichgültigkeit der Welt ist, die sich in meiner Solidarität mit anderen bewahrheitet. Und das ist das zentrale Motiv. Man muss schon auf den Punkt des eigenen Lebens kommen wollen, um ein solidarischer Mensch zu sein.

Die Grundkonstellation des Menschseins, die Einsamkeit, wird dadurch aufgehoben.

Wer diese Dimension der Einsamkeit vor der Welt nicht kennt, der wird auch nicht solidarisch sein. Es ist die Idee der Bereicherung durch andere und nicht die der Bedrohtheit. Das ist der eigentliche Punkt der Solidarität.

Wie wird sich unsere Gesellschaft durch die Krise verändern?

Was ist Ihre größte Befürchtung, was Ihre größte Hoffnung?

Meine größte Befürchtung ist, dass wir zu einer Art von Kampfsituation in allen westlichen Gesellschaften kommen, zwischen denen, die das Gefühl haben, dass sie außerhalb des Spiels stehen, und denjenigen, die sagen, wir bestimmen das Spiel und wenn wir nicht auf der Brücke stehen, dann geht hier alles unter. Die Hoffnung ist, dass es genug Menschen gibt, die wissen, dass es eine Kampfsituation ist, und die trotzdem die Hoffnung haben, diesen Kampf beilegen zu können. Deshalb ist meine Formel für den Augenblick: Ich habe Hoffnung ohne jeden Optimismus. ■



Gesellschaftsdeuter
Professor Heinz Bude,
Soziologe und Hochschul-
lehrer, in seiner Wohnung
in Berlin-Weißensee